Editorial

Die historische Entwicklung Deutschlands bis 1945 wird gern mit der Denkfigur des „Sonderwegs“ beschrieben: verspätete Nationsbildung, Kultur versus Zivilisation, deutsches Wesen gegen westliche Werte. Nach dem Zweiten Weltkrieg scheint ein weiterer Sonderweg hinzugekommen zu sein. Während die westlichen Nachbarstaaten wie selbstverständlich auch von deutscher Seite als Klassengesellschaften adressiert wurden, traf das für die beiden Deutschlands – West wie Ost – nicht zu. In der Deutschen Demokratischen Republik wurde ein egalitärer sozialistischer Arbeiter- und Bauernstaat geschaffen, der von sich behauptete, keine antagonistische Klassengesellschaft mehr zu sein. In der Bundesrepublik Deutschland entstand im Gefolge von „Wirtschaftswunder“, sozialer Marktwirtschaft und Demokratie eine „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ (Helmut Schelsky). Diese optimistischen Selbstbeschreibungen für die deutsche Entwicklung der Sozialstrukturen in Ost und West dominierten seitdem weitgehend in Gesellschaft und Wissenschaft – daran vermochte auch die kurze Renaissance marxistischer Klassentheorie im Westdeutschland der 1970er Jahre nichts zu ändern. Soziale Klassen, wie sie noch das Kaiserreich und die Weimarer Republik kannten, haben sich vor dem Hintergrund dieser Selbstbeschreibungsdiskurse scheinbar aufgelöst. Auch soziale Schichten und soziale Milieus hätten viel von ihrer Bindungskraft eingebüßt, seitdem Individualisierungsprozesse Gruppenzugehörigkeiten unterminiert haben.

Die Soziologie hat zu diesem trügerischen öffentlichen Bild einer egalitär-individualistischen Mittelschichtsgesellschaft ihren Teil beigetragen. Das gilt zeitdiagnostisch wie theoretisch. Als Helmut Schelsky das hohe Lied der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ in den 1950er Jahren anstimmte, erntete er zunächst durchaus bissige bis spöttische Kritik – zu sehr schien der Wunsch Vater des Gedankens gewesen zu sein. Doch einmal geprägt, ging die eingängige Formel niemandem mehr aus dem Sinn. Als Karl Martin Bolte seine berühmte sozialstrukturelle „Zwiebel“ entwarf, schien damit auch die empirische Bestätigung zu folgen: oben spitz, unten mit einem Rand, ansonsten nur dicke breite Mitte. Sein Lehrstuhlnachfolger in München, Ulrich Beck, versetzte dann auch noch der zwiebelförmigen Mittelschichtsgesellschaft einen Todesstoß, als er Anfang der 1980er Jahre auf die erodierende Kraft von Individualisierungsprozessen hinwies. „Jenseits von Klasse und Stand“ gebe es zwar nach wie vor und überraschend konstante soziale Ungleichheiten und Risikolagen, aber sie trügen kaum noch zur sozialstrukturellen Großgruppenbildung und kollektiven Identitätsfindung bei. Offenkundig habe sich auch der Charakter der Ungleichheit selbst in den Wohlstandsgesellschaften verändert: Aus den alten „Knappheitsungleichheiten“ schienen neue „Reichtumsungleichheiten“ – so Stefan

Hradil und Peter Berger – geworden zu sein, deren Einfluss sich in sozialen Milieus und Lebensstilen noch bemerkbar mache, ohne sie indes zu prägen.

Folgt man der sozialtheoretischen Diskussion, wird verständlich, warum und wie es zu diesem Bild einer klassenlosen deutschen Gesellschaft kommen konnte. Drei systematische Gründe lassen sich anführen: Die Theorie funktionaler Differenzierung hat zunächst darauf hingewiesen, dass moderne Gesellschaften nicht stratifikatorisch nach der Logik von Großgruppen gebaut sind, sondern funktional nach den Imperativen von Institutionen und (Teil-)Systemen operieren. In der systemtheoretischen Sprache Luhmanns heißt das, dass Personen in Systeme nur teilkliedert sind, folglich ihren Sozialstatus auch kaum mehr aus kollektiven Akteurslagen wie Klassen oder Schichten heraus ableiten können. Gerade die moderne Gesellschaft vertrage sehr viel soziale Ungleichheit, aber diese spitze sich nicht mehr in dramatischen Klassenkonstellationen und Konflikten zu. Die zweite systematische Unterminierung der Klassentheorien findet sich in der Tradition der genannten Individualisierungstheorie, wenn sie auf die Herauslösung der Individuen aus tradierten Sozialformen und Klassenmilieus, aus den Einbindungen in institutionalisierte Lebenslauf- und Biografieregime im Zeichen eines quantitativen oder qualitativen Individualismus hinweist. Die dritte systematische Kritik an den Klassentheorien stammt aus dem Kontext kulturtheoretischer Perspektiven in der Sozialstrukturanalyse selbst: Der alte Klassenbegriff scheint einem marxistischen Ökonomismus Vorschub zu leisten, sodass er größtenteils durch eine flexibilisierte Analyse von ungleichen Ressourcen, sozialen Lagen und Schichten und vor allem durch eine kultursoziologische Analyse von Lebensstilen und Milieus in ihrer Pluralisierung ersetzt wurde.

Blickt man weiter zurück, stellt sich jedoch heraus, dass eine historisch und zeitdiagnostisch sensibilisierte Soziologie, nicht zuletzt in den USA und Frankreich, das gesamte 20. Jahrhundert hindurch ein fortwährendes Interesse an der Dynamik der Transformation von Klassen und Klassenkonstellationen kultiviert hat. Eine besondere Aufmerksamkeit galt dabei immer der sozialen, kulturellen und politischen Transformation der Mittelklasse. Dies gilt für die Analyse der Gruppe der Angestellten im Deutschland der Weimarer Republik etwa bei Emil Lederer, Siegfried Kracauer und Theodor Geiger, in den Vereinigten Staaten der 1950er Jahre für die professionelle und lebensweltliche Situation des „organization man“ bei William Whyte und der „white-collar workers“ bei Charles Wright Mills sowie später der „new knowledge class“ im Kontext von Daniel Bells Theorie der postindustriellen Gesellschaft und für Luc Boltanskis Analyse der französischen „cadres“ Anfang der 1980er Jahre. Dies gilt auch für die Diagnosen bezüglich einer kulturell modernisierten neuen Mittelklasse im Zuge von Ronald Ingleharts Postmaterialismusthese bis hin schließlich zu Richard Floridas aktueller Analyse eines professionell und kulturell avancierten Segments der Mittelklasse als „creative class“. Aber auch die Transformationen der Unter- und der Oberklasse – wenn man diese Hilfsbegriffe heranziehen will – haben immer wieder im Blickpunkt der Gesellschaftsanalyse gestanden: Die Diagnosen einer Transformation der Oberklasse reichen von Thorstein Veblens These einer „new leisure class“ in den USA des Gilded Age, über Alvin Gouldners „Intelligenz als neue Klasse“ in den 1960er Jahren bis zu David Brooks essayistischer Skizze einer „new upper class“ als Kombination von „bourgeois“ und „bohemian“ im Jahr 2000. Die Transformation der unteren Klasse nehmen die Analysen der britischen Cultural Studies in den 1950er Jahren ins Visier, die das gesteigerte Konsum- und Freizeitinteresse einer

neuen „working class culture“ herausstellen. Später sind hier die Diagnosen der „culture of poverty“ von Arbeitslosen und Wohlfahrtsstaatsempfängern in den 1970er Jahren und Richard Hymans Analyse zur „new working class“ im prekären Dienstleistungssektor zu nennen. So skizzenhaft diese Arbeiten teilweise sein mögen, sie verweisen alle auf das ausgeprägte internationale soziologische Interesse für die Transformationsgeschichte von sozialen, kulturellen und politischen Klassen, auf die Erosion alter und die Entstehung neuer gesellschaftlicher Kollektive.

Seit den 1990er Jahren, spätestens aber seit dem ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts hat sich auch in Deutschland die öffentliche Wahrnehmung von Ungleichheits- und Klassenphänomenen merklich gewandelt. Die öffentliche und mediale Sichtbarkeit sozialer Ungleichheit, die Debatte um ungleiche Bildungschancen, soziale Exklusion und Prekaritätserfahrungen bis weit in die Mittelschicht hinein haben die Frage aufgeworfen, ob Deutschland auf dem Weg zurück zu einer Klassengesellschaft oder tatsächlich immer schon eine solche gewesen sei. Darüber hinaus wird hier zunehmend der globale Zusammenhang von Ungleichheits- und Klassenphänomenen deutlich. Die Diskussion um soziale Ungleichheiten und Lebensstile ist bis in die 1990er Jahre hinein scheinbar selbstverständlich an den Nationalstaat und die Nationalgesellschaft gebunden gewesen. Weltweit und insbesondere angesichts von supranationalen Einheiten, die wie die EU massiv in Ökonomie und Sozialpolitik eingreifen, wird nun jedoch die Frage brisant, ob und in welchem Sinne von nationalen Klassengesellschaften, z. B. einer „deutschen“, überhaupt noch die Rede sein kann und sollte. Ist nun mit einer Renaissance und Transformation der Klassenbegrifflichkeit zu rechnen? Treten die deutsche Sozialstrukturforschung und die Gesellschaftsanalyse aus „weitverbreiteten Projektionsbegrifflichkeiten“ (so Karl-Siegbert Rehberg in diesem Heft) heraus, die die Marx'sche Kapitalismusanalyse auf eine Dichotomie zweier Klassen reduziert haben, nur um deren Existenz dann gut begründet abzuweisen, und entwickeln stattdessen Alternativen? Wie lassen sich Begrifflichkeiten finden, die den globalisierten und europäisierten gesellschaftlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen vermögen? Diesem Fragekomplex ist eine von den Sektionen „Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse“ und „Soziologische Theorie“ unter der Leitung von Anja Weiß und Andreas Reckwitz organisierte Tagung nachgegangen, die im Mai 2010 in Essen, gefördert von der Fritz-Thyssen-Stiftung, zu dem Thema „Wiederkehr der Klassengesellschaft? Zum Verhältnis von Ungleichheitsforschung und Gesellschaftstheorie“ stattfand. Einige ausgewählte Beiträge dieser Tagung versammelt das vorliegende Heft.

Zunächst fällt ins Auge, dass kaum ein Beitrag der Tagung und des Schwerpunktheftes „Gesellschaft“ als Ganze im Sinne einer nach sozialen Klassen strukturierten Gesellschaft denkt. Allenfalls Jessé Souza verwendet den Begriff der sozialen Klassen (im Sinne Bourdieus). Alle anderen Autoren und Autorinnen definieren Klassen anders, so sie die Kategorie „Klasse“ überhaupt für nützlich halten. Zugleich bekräftigen Karl-Siegbert Rehberg und Jessé Souza ebenso wie Nina Degele und Gabriele Winker eine anhaltende Bedeutung des „Kapitalismus“ als analytische Kategorie. Rehberg plädiert für eine „ökonomisch-soziologische [...] Theorie der Produktion und Aneignung von Werten“. Souza wendet sich gegen Modernisierungstheorien, die die Verhältnisse in Schwellenländern als ungenügende Umsetzung einer implizit als kapitalistisch verstandenen westlichen Moderne begreifen. Degele und Winker schließlich heben hervor, dass eine „intersektionale“ Analyse auf der Strukturebene beliebig wird, wenn sie nicht herausarbeiten kann,

welchen Beitrag die Differenzkategorien Klasse, Geschlecht, Körper und Ethnizität/Rasse zur kapitalistischen Profitmaximierung leisten.

Der systematische Ort, den „Klassen für sich“ in älteren Klassentheorien eingenommen haben, ist in den neueren Ansätzen im Wesentlichen von Kultur, genauer: von kulturell begründeter Herrschaft besetzt. Souza beschreibt in seinem Beitrag die symbolische Dimension des Kapitalismus in Anlehnung an Charles Taylor als Kampf zunächst um „Würde“ und dann um Authentizität im Sinne einer kultivierten und reflexiven Persönlichkeit. Bourdieu habe sich in seiner Analyse von Klassendistinktionen vor allem auf den Kampf um Authentizität konzentriert. Souza plädiert dagegen dafür, den Kampf um „Würde“ stärker zu berücksichtigen. Der Klassenkonflikt in der brasilianischen Gesellschaft – und mittelbar die Klassenkonflikte weltweit – sind Souza zufolge nur dann zu verstehen, wenn man berücksichtigt, dass der Kampf um diese Würde der Teilhabenden den Kämpfen jener, die am Kapitalismus partizipieren, vorgängig ist.

Während Souza wenige, internalisierte Werte von hohem Abstraktionsgrad ins Zentrum seiner Analyse stellt, begreifen Degele und Winker die Repräsentationsebene, also „symbolisch codierte Normen und Ideologien“, denen sie eine eigenständige Bedeutung neben der Struktur- und Identitätsebene zuweisen, als hochgradig heterogen und intensiv umkämpft. Damit wird es unwahrscheinlich, dass sich wie bei Souza wenige klar unterscheidbare soziale Klassen finden lassen. Degele und Winker stellen letztlich die Praktiken von Individuen ins Zentrum, die sich ins Verhältnis zu mindestens vier Differenzkategorien setzen müssen. Eine interessante Alternative bietet hier Bernard Lahire, der 2004 in Frankreich mit dem opulenten Werk *La culture des individus* auf sich aufmerksam machte. Lahire schließt einerseits an Bourdieus kultursoziologische Klassentheorie an, kreuzt sie jedoch im Lichte seiner empirischen Untersuchungen zur Transformation von Lebensstilen und Habitusformen mit Elementen der Individualisierungstheorien: Es ergibt sich ein theoretisches Modell der „kulturellen Dissonanzen“ nicht nur zwischen Großgruppen, sondern auch im Innern der Habitus der Individuen dieser Gruppen, in denen sich zum Beispiel hochkulturelle und populäre Präferenzen miteinander kombinieren.

Für die anderen Beiträge des Heftes spielen kulturelle Hierarchien und Dissonanzen eine weniger zentrale Rolle, wobei auch Rehbergs „unsichtbar gemachte Klassenstruktur“ oder Martin Diewalds und Thomas Faists Unterscheidung zwischen Heterogenitäten und Ungleichheiten auf die gestiegene Bedeutung von kulturellen Grenzziehungen für die Genese sozialer Ungleichheiten hinweisen. Diewald und Faist wollen die Mechanismen präzisieren, die Heterogenitäten zu sozialen Ungleichheiten werden lassen. Die „Wahrnehmung und Bewertung von Ungleichheiten“ oder auch das „boundary making“ seien den eigentlichen Mechanismen der Ungleichheitsgenese vorgängig – auch das ein starkes Indiz für das gestiegene Interesse an der kulturellen Dimension der Ungleichheitsgenese.

Der weitgehende Verzicht auf konkretistische Vorstellungen einer in Klassen gegliederten Gesellschaft und die gestiegene Aufmerksamkeit für den Beitrag kultureller Repräsentationen und Grenzziehungen zur Genese sozialer Ungleichheiten verweisen das klassentheoretische Interesse in eine Richtung, die weiterhin heuristische Potenziale in sich birgt und dem sicher viele in der gegenwärtigen soziologischen Landschaft zuzustimmen vermögen. Dennoch könnte man kritisieren, dass diese Analysen gesellschaftstheoretisch eigenartig unterbestimmt bleiben. Rehberg versteht seinen Beitrag von vorneherein als Kritik am *Fehlen* einer Grundlagentheorie der Ungleichheit. Diewald

und Faist legen zwar selbst einen Versuch vor, der diverse theoretische und empirische Erträge der Ungleichheitsforschung zusammenführen soll, aber der Versuch ist als Skizze eines Forschungsprogramms zu verstehen, nicht etwa als die hier eingangs erhoffte neue Begrifflichkeit. Degele und Winker ebenso wie Souza plädieren für wichtige Erweiterungen des ungleichheitstheoretischen Theoriebestands, aber die jeweils vorgelegten exemplarischen Studien weisen nicht so deutlich über das Bekannte hinaus, dass man die Suche nach neuen Formen der Klassenanalyse als abgeschlossen ansehen könnte. Lahire schließlich lenkt die Soziologie auf die Heterogenitäten im Innern der Individuen hin, sodass die Gesellschaft gewissermaßen im Hintergrund bleibt.

Trotz aller berechtigten Kritik gegenüber Bourdieu: Es scheint, dass er derzeit immer noch das ausgereifteste und herausforderndste Modell für eine Ungleichheitssoziologie und eine klassentheoretisch interessierte Gesellschaftstheorie bietet, das einen abstrakten Klassenbegriff mit einem durchgängigen Interesse für die kulturelle und symbolische Dimension sozialer Ungleichheit vereinigt und das – wie der Beitrag von Olaf Groh-Samberg und Florian R. Hertel zu Laufbahnklassen zeigt – auch für eine empirische Erforschung dynamisierter Ungleichheiten anschlussfähig ist. Die globalisierungstheoretische Leerstelle bleibt allerdings auch bei Bourdieu in seiner geradezu klassischen Fixierung auf eine Nationalgesellschaft erhalten – und gerade in die Richtung einer Kompensation dieser Schwäche müsste die künftige Entwicklung der Gesellschaftstheorie und empirischen Forschung wohl gehen.

Abschließend noch eine Mitteilung in eigener Sache: Auf eigenen Wunsch scheidet Hildegard Maria Nickel nach vielen Jahren aus dem Herausgeberkreis des Berliner Journals aus, um sich einer Fülle neuer Verpflichtungen widmen zu können. Seit 1992 hat sie maßgeblich Gestalt und Geschick des Berliner Journals geprägt und vor allem Schwerpunktheften zu den Themen Frauen und Geschlechterforschung, aber auch zu den Bereichen Arbeit, Organisation, Beschäftigung und Pflege initiiert und betreut – allesamt Problemfelder, auf denen in den vergangenen zwanzig Jahren wichtige Transformationen zu beobachten waren. Ohne ihre Impulse und ohne ihr tatkräftiges Engagement wäre das Journal nicht das geworden, was es heute ist. Herausgeber und Redaktion danken Hildegard Maria Nickel herzlich für ihre langjährige Mitarbeit im „Berliner Journal für Soziologie“. Als ihre Nachfolgerin und neue Mitherausgeberin der Zeitschrift heißen wir Karin Lohr im Herausgeberkreis willkommen.

Hans-Peter Müller/Andreas Reckwitz/Anja Weiß